

# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die hundert Tage.

Roman aus dem Jahre 1815 von M. von Witten.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Gottfried Schneider hat einen Augenblick wie gelähmt auf seinem Brauen gehalten. Jetzt schießt er mit ihm wie ein Vogel davon. Dicht neben den feindlichen Kürassieren. Er will, er muß die schweren Reiter überholen. Und sei's um den Preis seines Lebens!

Jetzt — jetzt hat er sie in seinem Rücken — er sprengt auf ein die Feinde erwartendes Regiment los — das Elb-Kavallerie-Regiment ist's — leuchtend berichtet er dem Major:

„Der Feldmarschall in höchster Gefahr gefangen genommen zu werden! Die Kürassiere müssen zurückgeschlagen werden!“

Der Major, Herr von dem Busche, galoppiert an die Spitze des Regiments.

„Zur Attacke! Marschall Vorwärts in Gefahr!“

Ein wütendes Hurra! Dahin sprengen die frischen Reitermassen, den heranstürzenden feindlichen Kürassieren entgegen — sie werfen sie in unwiderstehlichem Anprall zurück — zurück in die feindliche Linie.

Der Feldmarschall ist gerettet. Verbegeisterte Reiter helfen ihm unter seinem toten Schimmel hervor. Gottfried bietet ihm sein Pferd an, man hebt den Fürsten hinauf — glücklich erreicht er die Infanterie, die jeden Angriff des Feindes abgeschlagen.

Die Schlacht ist verloren. Dumpfe Gerüchte vom Tode des Feldmarschalls irren, Fledermäusen gleich, durch die Nacht.

Nach Norden und Nordosten fluten die Preußen zurück. Nicht doch!

Schon wird der Strom der Zurückweichenden von einem großen Willen gen Nordwesten gelenkt. Den Engländern zu. An der Römerstraße halten Generalstabsoffiziere und Adjutanten. Sie weisen den Truppenführern die weitere Richtung an.

So strömen die Braven dahin —

Geschlagen! Geschlagen!

Tiefe Bitterkeit und zornschäumende Wut kreisen in aller Herzen. Tiefe Bitterkeit und zornschäumende Wut kreisen auch in Ulrich Erlens Brust.

Mit zusammengebißnen Zähnen, mit düster zusammengezogenen Brauen, die schmale Stirn gesenkt, so reitet er seiner Schwadron voran.

Ewiger Gott! Soll denn wirklich alles umsonst gewesen sein?!

„All die unzähligen Opfer, all das vergossene Blut? Sollen die Tränen deiner Mütter und Frauen und Mädchen, unseliges Preußen, umsonst geweint sein?“

Soll Preußen, soll Deutschland von neuem in das Joch dieses Dämons gezwungen werden?

Ein dumpfer, qualvoller Laut entringt sich Ulrichs Brust. Er erschrickt über sich selbst, blickt umher. Da! Der Reiter vor ihm hat das Haupt gewandt. Jetzt erst erkennt er ihn durch die strömenden Regenmassen.

Otto von Jäger ist's!

Er reitet am Ende seiner Schwadron. Nein! Er reitet nicht mehr — sein Pferd steht still — jetzt wird es mit ihm zurückgedrängt neben den einstigen Freund.

Offiziere sprengen, so rasch ihre Rosse in dem aufgeweichten Boden neben der Straße es vormögen, die Truppenreihen entlang. Hinab, hinauf. Ordnende Zurufe ertönen. Für wenige Minuten muß Halt gemacht werden. Dort, wo die Römerstraße die große Chaussee Namur-Nivelles kreuzt, muß gegen Norden in den schmaleren Landweg eingebogen werden. Das hat eine Stodung verursacht.

Noch ein paar Augenblicke drängen die Massen ineinander. Dann hat ein jeder seinen festen Standpunkt gefunden. In bester Ordnung halten die Truppen — Mann neben Mann — Glied hinter Glied.

Der Regen rauscht —

Geschlagen! Geschlagen!

Und immer heißer quillt die Bitterkeit, quillt Groll und Zorn und Wut in all diesen Herzen heraus.

In Ulrich Erlens formen sie sich zu Worten.

„Fürchtbar dieser Gedanke! Geschlagen bei so viel Aufopferung! Geschlagen bei soviel todesmutiger Tapferkeit!“ würgt er hervor. Sein Auge sucht nicht den Freund, der noch immer neben ihm hält. Aber er empfindet seine Nähe, wie in vergangener Zeit, als einen Trost. „Mit welcher Freudigkeit hätte ich mein Leben gegeben! Aber zu leben und fürchten zu müssen, in solcher verlorenen Schlacht vielleicht sein Liebstes geopfert zu haben...!“ Die Stimme ersticht. Von qualvoller Sehnsucht zerrissen, hebt er das Auge in stummer Anklage zum Himmel empor. Der Regen peitscht ihm ins Gesicht und mischt sich mit seinen Tränen.

„Du — du willst dich beklagen?“ Mit dumpfem trostlosem Tonfall treffen Otto von Jägers Worte sein Ohr. „Glücklicher du! Ich beneide dich!“

Ulrich wendet betroffen das Haupt. Er starrt dem Freunde ins Gesicht. Wie elend der aussieht! Trotz der grauen Regennacht ist's deutlich zu erkennen. Es schneidet ihm ins Herz.

„Bild mich nicht so an, als ob ich toll geworden wäre!“ fährt Otto in dem gleichen Tone fort. „Wenn du dein Liebstes im Tode verloren, was täte das?! Ihr kämpfet Seite an Seite für dieselbe große Sache! — Mein Weib lebt — und — es verriet mich!“

„Otto!“

Unwillkürlich, im Impuls heiß aufsteigenden Mitleidens, streckt Ulrich dem Freunde die Hand übers Pferd hinüber.

Der scheint das nicht zu sehen — blickt star geradeaus.

„Und ist die Schlacht auch eine verlorene, in der sie gefallen wäre, — gleich ist's! Für die eine große Sache wäre sie verblutet, wie all die vielen Tausende, die ihr Leben gelassen. Selig der Mensch, der für seine Ueberzeugung sterben kann!“ Er hatte das alles mit derselben eintönigen Stimme gesprochen, die eben durch ihre spröde Trostlosigkeit so erschütternd auf Ulrich wirkte. Bei den letzten Worten aber schien, wie Feuer unter der Lava, ein heißes Empfinden hervorzubrechen. „Und ich frage dich,“ er kehrt Ulrich sein Gesicht wieder zu, „wo hast du deine Augen? Du, der sonst alles mit weitem Blick umfaßt!“ Ein matter Schimmer von der alten Herzenswärme strömt dem Freund entgegen. „Seit wann muß ich dich aufrichten? Diese verlorene Schlacht trägt den Sieg in sich! All das umsonst vergossene Blut schreit zum Himmel! Es schreit in den Herzen aller, die noch leben!“ Und nun hebt sich Ottos Stimme, daß die Zunächsthaltenden ihn hören können. „Diese Scharke muß ausgehewet werden! Sie muß! Hat uns Napoleon heute geschlagen, so müssen wir ihn morgen vernichten!“

„Hab Dank für dieses Wort!“ Wie neubelebt reakt der Mittelmeister sich auf. Er wendet sich zu seiner Schwadron. „Habt Ihr's gehört, Kinder?“ schallt seine Mahnung durch den rauschenden Regen. „Daß mir keiner mehr den Kopf hängen läßt! Wir werden die Scharke auswegen. Damit basta!“

Und wie ein Lauffeuer geht dieser eine Gedanke aufrichtend, anfeuernd von Mund zu Mund, von Herz zu Herzen:

„Holla! Noch ist längst nicht alles verloren! Eine verlorene Schlacht ist noch kein verlorener Feldzug! Wir werden die Scharke auswegen! Wir werden! Wenn nur unser Marschall Vorwärts lebt!“ — — —

Bald darauf hatten die Mänen hinter Tilly Bivak bezogen. Todmüde, aber guten Muts. Nur die Ungewißheit über das Schicksal des Feldmarschalls, des Vater Blücher, lastete noch schwer auf aller Herzen.

Ulrich vermochte kein Auge zu schließen. Seine ganze Seele war ausgewühlt bis in ihre tiefsten Tiefen. Er mußte erfahren, wie es um den heißgeliebten Feldherrn stand. Und vielleicht — vielleicht gelang es ihm dabei — Gottfried Schneider aufzufinden oder etwas über ihn zu ermitteln! Welch ungläubliche Hoffnung. Und doch! Was glaubt und hofft ein liebendes Herz nicht alles! Er hatte im Getümmel der Schlacht nichts wieder von ihm gesehen und gehört. Und auch der andre Freiwillige, der ihn fortgeleitet, war nicht wieder in die Front zurückgekehrt. Es mußte auch diesem, den er als einen kühnen Soldaten kannte, ein Unglück zugestoßen sein. So wußte Ulrich nichts, nichts von Erdmuthens Ergehen und sein Herz malte sich alles in den schwärzesten Farben aus. Es hielt ihn nicht länger. Er mußte irgend etwas unternehmen! Er begab sich zu seinem Obersten. Herr von Stutterheim beantwortete Ulrichs dahinzielende Frage damit, daß er noch nicht habe ermitteln können, wo der Feldmarschall sich befinde. Nur soviel sei gewiß, daß der Feldherr lebe, und daß er, wenn auch Gott sei Dank nicht gefangen, so doch verwundet worden sei. Er habe soeben einen seiner Adjutanten ausgesandt, um, wenn irgend möglich, den Aufenthalt des greisen Helden festzustellen.

In Ulrich bohrte und drängte es gewaltig. Er konnte nicht anders: er bat Herrn von Stutterheim um drei Stunden Urlaub. Vielleicht daß es ihm gelänge, ausfindig zu machen, wo der Feldmarschall sich augenblicklich befinde.

Gern gewährte der Oberst die Bitte. Bald hatte Ulrich das Bivak hinter sich. Noch immer strömten Scharen von Soldaten, aus ihren Verbänden gerissen, gen Norden, auf der Straße, die, von der Römerstraße abbiegend, direkt auf Wawre führt, dahin.

Eine Weile blieb er am Wegrande halten, unter wildem Herzklopfen die Füße, die Uniform jedes einzelnen mit angeknüpften Schuhen müsternd. Doch die, die er suchte, die fand er nicht. Und dann und wann, um dies Jögervor sich selber zu rechtfertigen, rief er in die Trupps hinein: „Weiß keiner, wo unser Vater Mächer ist?“

Nein, keiner wußte es.

Da schloß er sich den nordwärts Strömenden wie vom selber an, wie vom Strome mitfortgetragen.

Auf einmal glommen trübe Lichter durch die Nacht. In ihrem Schatten tauchten Häuser auf. Ein Dorf. Meißlerie war's. Es schien angehäuft mit Militär. So wogte der größte Teil der Fliehenden vorüber. Ulrich aber zog's gewaltig hinein. Bald wußte er, was er wissen wollte.

Blücher war im Dorfe. Ein Offizier wies ihm das Bauernhaus, in dem er lag.

Ulrich dankte und zögerte einen Augenblick. Durfte er es wagen, sich beim Feldmarschall zu melden? Einen bestimmten Befehl von Herrn von Stutterheim hatte er ja eigentlich nicht. Und doch! Sein Herz drängte ihn förmlich hinein zu dem so hochverehrten Feldherrn. Dazu — auch in militärischer Hinsicht war sein Beginnen zu rechtfertigen. Er würde seinem Obersten vielleicht Befehle überbringen können.

So trat er denn ins Haus und ließ durch Major Graf Rostiz, den er auf dem engen Hausflur traf, anfragen, ob der Feldmarschall ihn empfangen wolle.

Sofort brachte der Adjutant die bejahende Antwort heraus.

Militärisch grüßend trat Ulrich in die niedrige Bauernstube. Auf Langstroh, das man in einer Ecke auf dem Boden ausgebreitet, lag der greise Held ausgestreckt. Bleich, mit leidenden Zügen.

Ulrich erschraf.

Aber schon winkte Blücher mit der einen Hand. Seine Augen lachten.

„Werde nur nicht blaß wie 'ne Kalkwand, Jungchen! Diesmal haben wir dem Tod und dem Herrn Napoleon noch ein Schnippchen geschlagen! S' ist nur eine ganz verdamnte Schramme geworden, da am Bein und an der Schulter.“ Er versuchte zu zeigen und sich dabei etwas aufzurichten. „Au! Au!“

„Hübsch artig liegen bleiben!“ Dr. Brieske, Blüchers Arzt, der auf einem Seitentische eine Salbe zusammenbraute, rief es, ausblidend, zu seinem ungeduldigen Patienten hinüber.

„Tue ich schon!“ räsionierte Blücher, indem er das weißhaarige Haupt auf das Stroh zurückfallen ließ. „Aber wenn das Ihre ganze Weisheit ist, alter Freund: Liegenbleiben! Liegenbleiben — —!“

Dr. Brieske schaute treuherzig über die goldenen Brillengläser auf den Grollenden.

„Durchlaucht — ich reibe ja schon Salbe.“

„Papperlapapp! Einbalsamiert wird nicht! — Aber lassen wir den alten Quacksalber bei seinen Dosen!“ wendete er sich wieder gegen Ulrich, der noch immer stramm stand. „Es ist mir eine Freude, dich so forch wiederzusehen, Jungchen.“ Damit reichte er ihm die gesunde Hand. Ein ganz verschmitztes Lächeln wippte dabei von seinen Mundwinkeln zu den blauleuchtenden Augen hinauf. „Um so mehr, als ich etwas für dich habe. Aber davon später! Zuerst: kommen Sie dienstlich?“

Ulrich erstattete kurz über den Sachverhalt Bericht.

„Run gut!“ entgegnete Blücher. „Kannst ja nachher dem Herrn Oberst erzählen, daß du mich noch zu drei Vierteln heile gefunden. Und daß der alte Blücher noch immer Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat. Wenn wir auch heute Schläge gekriegt haben, — macht nichts! Morgen schlagen wir!“ Wieder machte Blücher, sich vergessend, eine heftige Bewegung, als wolle er sich aufrichten. Mit dem gleichen Erfolg. Stöhnend fiel er auf das Stroh zurück.

Ulrich stand neben ihm, die düstern, dunklen Augen mit einem Ausdruck tiefster Verehrung auf den Alten gerichtet.

„So stehen Sie doch nicht da wie ein Stock, Erlen. Was ob Sie mich abkonterfeien wollten. Sehen Sie sich da auf den Schemel!“

Ulrich gehorchte schweigend und ließ sich auf dem dreibeinigen Holzschemelchen nieder, das an Blüchers Lagerstatt stand.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Leiden der Stadt Schütz und des Schützerlandes im 30jährigen Krieg.

Von Stadtpr. Boeckner-Schütz.

Namenlos sind die Leiden und Drangsale gewesen, die dem 30jährigen Krieg einst auch über das Schützerland und das uralte Städtchen in seiner Mitte gebracht hat. Die noch vorhandenen

Urkunden aus jener wild bewegten Zeit, die alten, wertvollen Kirchenbücher und mancherlei Aufzeichnungen im Gräfl. Archiv, die von zahllosen Einquartierungen, Kontributionen und Plünderungen, von Pest und Hungersnot, von grenzenlosem Jammer und Elend zu berichten wissen, reden eine ganz erschütternde Sprache.

Im Jahre 1622 bereits befam man im Schlitzerland einen keinen Vorgechmack von dem Furchtbaren, was noch all' bevorstand; zahlreiche Scharen des Herzogs Christian von Braunschweig waren es damals, die von Tilly bei Höchst am Main geschlagen, auf ihrem Rückzug gen Norden hier durchzogen und ebenso, wie die bald nachrückenden Tillyschen Truppen in der Stadt und auf den Dörfern hies hausten.

Das Schlimmste aber war, daß sie alle möglichen ansteckenden Krankheiten einschleppten.

Zum erstenmal findet sich im Jahre 1624 im Kirchenbuch bei einem Sterbefall die Bemerkung: „und man dafür gehalten, als sei er pestig gestorben“. Im August 1625 bricht dann die Pest mit großer Heftigkeit aus. „Am 6. August — so berichtet das Kirchenbuch — ting in der Leimkauten (eine Straße, heute „Rehmhaut“ genannt) in des Seylers Hauf die Pest an zu grassieren.“ Auch andere ansteckende Krankheiten scheinen sich damals eingestellt zu haben. So heißt es z. B. gestorben: „an der Dysenterie“, „am Blut“, „an der schwehre Rot“, „an pestalis“ u. v. Vermuthlich aber war es in den meisten Fällen doch die Pest, die damals in fast ganz Oberhessen wüthete, und der in Schlitz von August 1625 bis Ende des Jahres 109 Menschen zum Opfer fielen. Die Seuche erlosch dann fast ganz — wie wir es in Pestzeiten meistens beobachten können — im Januar, um erst wieder Ende Juli mit erneuter Heftigkeit aufzutreten und bis zum Jahreschluss über 160 Personen dahinzuraffen.

Eine noch viel furchtbarere zweite Pestepidemie suchte 1635 das Schlitzerland heim, worüber später noch berichtet werden wird.

Im März 1625 war der buchischen Ritterschaft, d. h. den adligen Geschlechtern des alten Budonia — wozu auch die sogen. Gerichtsjunker von Schlitz, die „von Gbry“ und die „von Sächten“ gehörten — von Kaiser Ferdinand eine Salva Guardia, ein Schutzbrief ausgestellt worden des Inhalts: Sie sollten sich „aller Rechte, Gerechtigkeit, Freiheit, Sicherheit und Vorteile erfreuen“; nur müßten sie durchpassierendem Kriegsvolk den notwendigen Proviant zuführen. Zum Zeichen aber, daß der Schutzbrief ihnen gewährt sei, könnten sie überall an ihren Besitzungen den kaiserlichen Adler zum Zeugnis des kaiserlichen Schutzes anbringen und die Salva Guardia aufschlagen; niemand dürfe sie „betragen, pressieren, hindern, beleidigen, anfallen, gefänglich bestriden, arrestieren, strafen, plündern oder sich gar an ihnen vergreifen“. Wer dies kaiserliche Gebot überschreite, „sireventlich dawidder rede, oder handle“, solle eine Geldbuß zahlen. Doch war der Nutzen dieses Schutzbriefes gleich null; denn die kaiserlichen Scharen lehrten sich wenig hieran, und als dann Hessen-Kasseler und Schweden einrückten, brachte gerade die Tatsache des verheißenen kaiserlichen Schutzes, wie wir später sehen werden, umso schwerere und größere Bedrückungen. 1628/31 versuchte Johann Bernhard von Schweinsberg, Fürststabs von Fulda mit Hilfe Tillyscher Truppen die evangelischen Bewohner des Schlitzerlandes mit Gewalt wieder zur katholischen Kirche zurückzuführen. Eine ausführliche Schilderung dieser Gegenreformation findet sich aus der Feder des verstorbenen Dekan Schmidt-Schlitz in der Festschrift anlässlich des Hundertjährigen Jubiläums der Kirche zu Schlitz. Es erübrigt sich deshalb hier ein genaueres Eingehen auf jene fürs Schlitzerland sehr schwere Zeit. Nur soviel sei bemerkt, daß alle Rekatholisierungsversuche scheitert sind, zunächst einmal an dem entschlossenen Widerstand der Bürgerchaft mit dem Rat und dem Bürgermeister an der Spitze, die obendrein an den Gerichtsjunkern einen starken Rückhalt hatten. Und schließlich war es die durch Gustav Adolfs Sieg bei Breitenfeld veränderte politische Lage, die den Befehrsversuchen von Fulda her ein Ende bereiteten; denn nur wenige Wochen nach Tillys Niederlage erschienen Schweden und Hessen-Kasseler Soldaten vor den Thoren von Schlitz, hoben die katholischen Priester auf und schleppten sie mit sich, worauf die vertriebenen evangelischen Pfarrrer wieder zurückkehrten.

Hätte man so die religiöse Freiheit wieder gewonnen, so blieb die harte äußere Not, ja sie wurde von Jahr zu Jahr größer. Und da ist es gerade das doch für die evangelische Sache kämpfende, mit den Schweden verbündete Hessen-Kasseler Kriegsvolk, das in den kommenden Jahren den evangelischen Bewohnern des Schlitzerlandes zur steten Last fiel.

Bald waren es Teile eines blauen, gelben, weißen oder schwarzen Fußregiments, — so benannt nach ihren Abzeichen — bald starke Reiterabteilungen, die für kürzere oder längere Zeit hier Quartier nahmen, und dadurch und durch fortgesetzte Kontributionen die Bewohner bis aufs Blut quälten und ausaugten.

Für die furchtbaren Bedrückungen, die das evangelische Schlitzerland durch die evangelischen Hessen-Kasseler erfuhr, lassen sich verschiedene Gründe anführen. Zunächst einmal lag doch ein religiöser Gegensatz vor; denn Hessen-Kassel war reformiert und das Gericht Schlitz lutherisch. Außerdem ist zu bedenken, daß die heftige Ritterschaft in Landgraf Wilhelms Gebiet in ihrer Mehrzahl bis zu Gustav Adolfs Sieg bei Breitenfeld, in geradezu hochverrätherischer Art und Weise, dem Landesfürsten zum Trotz es ganz offenkundig mit Tilly hielt und zwar auch recht

selbstthätigen Gründen. Denn zum Dank für ihr vaterlandloses Verhalten wurden die Ritter von dem kaiserlichen Feldherrn von Einquartierungen, Kontributionen und dergl. so viel als möglich verschont. Die ihnen also eigentlich zukommenden Lasten wußten sie dennoch auf die anderen Stände, Bürger und Bauern abzuwälzen, die wahrlich genug schon zu tragen hatten. Darum das gerecht denkenden Landgrafen große Erbitterung gegen die Herren und Ritter in seinem Land; und dieses Gefühl übertrug er auch auf die seinem Gebiet benachbarten adligen Geschlechter, die ihm zudem im Besitze eines kaiserlichen Schutzbriefes in ihrer politischen Haltung recht verdächtig erschienen. Vielleicht war es ihm eine innere Genugthuung, nunmehr den ritterschaftlichen Gebieten — zur Entlastung seines Landes, seiner Bürger und Bauern — von den notwendigen militärischen Lasten in der Folgezeit soviel als möglich aufzubürden.

Zudem erhielt er 1632 von Gustav Adolf das Hochstift Fulda, wozu auch noch nominell das Gericht Schlitz gehörte, als Geschenk „wegen des so zeitig und am ersten gefassten hochrühmlichen kaiserlichen und tapferen Entschlusses, wegen des von ihm in dem Verbündnis und in dem Oberbefehl bewiesenen standhaften Eifers und wegen des von dem Feinde ihm zugefügten, viele Millionen Gubeln betreffenden Schadens“.

Ein schwedisch-heftiger Statthalter wurde in Fulda eingesetzt und der Abtei aufgegeben, wöchentlich 4000 Rthlr. zu zahlen und zwar die Hälfte davon in Frucht. Auch das Gericht Schlitz wurde zur Entrichtung dieser außerordentlich schweren Kontribution herangezogen, und erhielt noch obendrein — was der Forderung mehr Nachdruck geben sollte — Hessen-Kasseler Kriegsvolk ins Quartier.

Die Gerichtsjunker erhoben zwar Einspruch, als der Obrist von Dalwigk am 21. Febr. 1633 sie darauf aufmerksam machte, „daß sie ungerechnet Speiß und Trank mit noch 1200 Rthlr. Kontribution im Rückstand seien. Sie wiesen darauf hin, daß sie gar nicht mehr zum Stift Fulda gehörten, sondern zur buchischen Ritterschaft und mühten als Mitglieder des fränkischen Ritterverbandes Rhön-Berra mit den andern zusammen dem Reichsfürstlichen Oxyensterna etliche Kompagnien werden und unterhalten, und seien „deshalb von dem Kanzler, wie zuvörderst auch von Ihrer Kgl. Majestät höchstselben Andenkens selbst vor fernere Einquartierung und Kontribution salvaquadiert und befreit“ worden, „dahero es uns und unseren armen Leuten ganz und zumahl ohnmöglich fällt, was weiter zu thun, wiewohl wir die Kontribution gern geben möchten“. Daher bitten sie um Erlaß der Kontribution, da die armen Leute aufs äußerste erschöpft seien.

v. Dalwigk erwidert, ihm sei nun einmal Schlitz zum Quartier angewiesen worden; die Einwendungen der Gerichtsjunker habe er nach Kassel den Kriegsräten (oberste militärische Behörde) geschickt und bei Antwort erhalten: „Es könne nichts geändert werden; die Kriegskontribution sei von den bezeichneten Dörtern zu erheben.“ Von wirklicher (!) Einquartierung, fügt Dalwigk hinzu, seien sie übrigens „bis daher aus beiderer Freundschaft von ihm verschont worden“, und er „möchte ihnen auch gerne fernere die Kontribution entlasten“, aber weil es nicht nur ihn allein, sondern „das ganze Regiment concernieret“ und weil er „der Order parieren muß“, darum sollten sie die Untertanen erusslich anhalten, damit die noch rückständige Kontribution bezahlt werde; sonst werde zur Herausreibung solcher Kontribution die militärische Exekution angewendet werden müssen, „was, wie leicht zu ermeßen, ohne der armen Leute große Beschwerung nicht abgehen dürfte“, fügt er bedeutungsvoll hinzu.

Inständig bitten die Gerichtsjunker nochmals „um Deslogierung“ des Kriegsvolks, worauf Dalwigk antwortet, es stände nicht in seiner Macht, das Quartier zu verlassen.

Auch eine direkte Beschwerde und Bitte bei den Kriegsräten in Kassel hat keinen Erfolg. Abgesehen von der drückenden Kontribution und der dauernden Einquartierung müssen die Gerichtsjunker auch weiterhin „ausstaffierte Soldaten“ zum schwedisch-heftischen Heer entsenden. So wurde die Not und das Elend immer größer; man hoffte von Jahr zu Jahr auf bessere Zeiten, doch die schlimmsten fanden noch bevor.

Am 10. April 1634 am Ofterfest wendet sich Wilhelm Balthasar v. Schlitz gen. von Gbry in einem beweglichen Schreiben an Wilhelm Friedrich von und zu Bossershausen, den Hauptmann der buchischen Ritterschaft und klagt ihm seines Landes furchtbare Heimtuchung. Er schreibt, sie hätten alles getan zur Aufbringung der Kontribution, allein es sei „ein so groß Ohnvermögen bei den fast aufs äußerste verderbten Leuten“, daß er bejorge, der geforderte Nachstand könne nicht zur rechten Zeit zur Hand gebracht werden. Wohl würde viel verprochen inbezug auf Befreiung, doch folge „eine Beschwerung der andern bergelast auf dem Fuß, daß fernere Kontribution von den Leuten zu erbressen ohnmöglich fallen wird, sintemal wir die vergangene Woche eine Kompanie Reuter vom heftischen Leibregiment in unsern Dörfern gehabt, und gestern eine andre, so sich schwedisch ausgegeben, empfangen.“ Er sehe keinen andern Ausweg, „um den ohnschicklich erfolgenden, endlichen Ruin abzuwehren, als von der fränkischen Ritterschaft aus über die in specie den buchischen Ritterschaft täglich zuwachsenden Beschwerden zu klagen,

und um Salvo Guardia zu bitten, welche von größerem Respekt und observatia seyn möchte.

Ob auf diesen Brief hin etwas geschehen ist, steht dahin; eine Erleichterung der Kriegslasten hat er jedenfalls nicht herbeigeführt. Denn bereits am 4. Mai 1634 schreibt Landgraf Wilhelm persönlich an die Gerichtsjunker und kündigt eine neue Einquartierung des Dalwigischen Regiments an. Es sei vom Feinde zerstreut worden, solle aber nunmehr wieder „recolligieret und ausgerichtet werden“, damit es wieder gehörige Dienste leisten könne. Die Gerichtsjunker sollten Anstalten treffen, eine Kompanie eine Beilang zur Unterhaltung aufzunehmen und zwar 8 Wochen lang, „weil es diesmal (1) Mangels anderer Quartiere nicht zu ändern“ sei. „Dass ihun wir Euch also verziehen und seindt Euch in Gnaden wohl gewogen“.

In „gebührender Reverenz“ erwidern die Gerichtsjunker, die Kompanie sei bereits am 10. Mai in Schlitz eingetroffen, zwei andere seien in die Dörfer gelegt worden. Sie machen auch dem Landgrafen gegenüber darauf aufmerksam, es wäre „die zugemutete Einquartierung wegen der ihnen außerdem noch obliegenden Kontribution und einer von Herrn Reichskanzler Drenthorne allen Mitgliedern des fränkischen Adels assignierten, extraordinären Rekrutierung, die anjeho auch erfordert wird, ganz ohnerträglich“. Sie bitten darum, „um gnädige Deslogierung“ der Kompanien, womit bezeugt werde, „dass manhero getreue Vasallen nach Verhoffen vielmehr zu conservieren, als zu ruinieren gnädiges Versehen habe, auch in Anbetracht daß obansängit eben diß Dalwig-Regiment hiefiger Gegend ein Unerischwenkliches, woran noch zu bezahlen, gestofet“.

Umgehend erfolgt von Kassel der Bescheid der Kriegsräte an Wilhelm statt, es sei für diesmal nichts zu ändern, „da man auch der Hoffnung lebe, daß es nicht lange dauern werde“.

Eine neue schwere Last kündigt den Gerichtsjunkern ein Schreiben „vom heilichsten Statthalter, Kantsler und Räten in Fulda“ an, ausgefertigt am 15. Juli 1634. Es wird darin mitgeteilt, es sei ein Befehl vom Landgrafen eingetroffen des Inhalts: „zur Unterhaltung der evangelischen Armee, worunter auch die landgräfliche ein Magazin einzurichten“. Vor zwei Jahren sei „von den in Heilbronn zusammen gewesenen Reichsständen und Rittersn beischlossen worden von allen Fruchten den Zehnden zu erheben“. Solcher Zehnte sei auch an anderen Orten schon eingebracht worden. „Dieweil aber zur Unterhaltung der evangelischen Armee Mittel nötig, daß Landgraf Wilhelm gleich andern eine solche Anstalt mache, wodurch die Armee konservieret werden möchte und im Fürstentum Hessen es dahin eingerichtet, daß von allen eingefahrenen Früchten — als Korn, Weizen, Gerste, Hafern, das Zehndt Gebund zu oben angeordneten Unterhalts evangelischer Armee eingebracht werden solle; derohalben sollten aus dem ganzen Stift (Fürstentum Fulda) demnach wegen gleichmäßiger Verpflegung von allen dafelbst erwachsenen Früchten, es gehören dieselben, wenn sie wollen, Adel oder Bauern das Zehndt Gebund von Korn, Weizen, Gerste, Hafern aufs treulichste eingefordert und eingesammelt und dann alle Früchte durch die Beamten jedes Orts nachher Fulda gebracht, bis weitere Anordnung, wohin solche Frucht geliefert werden möchte. Ist barum Aufschreiben an alle des Stifts Obelleute, Beamte und Städte abgehen zu lassen und ist dabei die erste Anordnung zu thun, damit solcher Zehndter ohnschulbar einzutreiben. Den verordneten beeidigten Zehndt-Sammlern ist mit Ernst anzubefehlen, daß sie fleißig Aufsicht haben, damit vom Zehndt nichts unterschlagen werde. Ueber den Zehndt Sammlern sollen sie (die Gerichtsjunker) die Hand halten und Schutz bieten, damit sie von niemand, er sei, wer er wolle, hierin beeinträchtigt oder deswegen beleidigt oder beschädigt werden. Sie sollen neben den Zehndt Sammlern und andern dazu Beauftragten fleißig Achtung geben lassen, daß kein Betrug von heimlicher Abführung der Frucht oder Entwendung des Zehndten geschehen. Wo solches geschehe, solle es mit allem Ernst gestraft werden.“

Daß die Gerichtsjunker auf jene Anordnung nichts verlauten ließen, geht aus einem weiteren Schreiben aus Fulda vom 7. Aug. 1634 hervor, worin bemerkt wird: „Solche Anordnung nämlich von Ablieferung des Zehndten an die Landgräfl. Magazine bedeutet nicht einen Abbruch einer Gerechtigkeit und eines Privilegiums, sondern soll einzig und allein zu Einrichtung etlicher Magazine dienen für die evangelische Armee, für die im Stift Paderborn und Münster sich aufhaltende und an Proviant Mangel leidende Soldateska. Da bis dahero keine eigentliche Erklärung von den Gerichtsjunkern erfolgt ist, sollen sie nunmehr aber beginnen.“

(Schluß folgt.)

### Vermischtes.

\* Die braune Horde auf Flanderns Kluzen. Als einen seltsamen Kontrast zu der umgebenden Landschaft schildert der Italiener Paolo Scarloglio in seinen Kriegsbriefen aus Belgien den Anblick der indischen Ketter, denen er auf seinen Fahrten in

der Nähe der Schlachtfrent begegnete. Der abschreckende Eindruck, den die von England herbeigeschleppten Dillsbüßler auf ihn machen, stimmt ihn sehr nachdenklich. Wenn die europäischen Völker zum Kriege treiben, bedeutet, sie auf die Stufe der Entwicklung zurückbringen, die diese halbwildern, Schrecken einflößenden Typen der Menschlichkeit hervorbringt, wenn diese Wendung des Geschickes die friedlichen Bürger Europas in dieselbe Schlachtreihe bringt mit diesen Piraten aus Bengalen, deren Zähne und Augen spitzer sind als das Eisen ihrer Lanze, so muß eine seltsame Geistesvertrübung die verblendet haben, die das gewollt haben.“ Scarloglio begegnet den indischen Reitern während er nach Vailleul fährt. „Da kommt“, schreibt er, „in kurzem wiegendem Trab auf einem kleinen Pferde mit dünnen Beinen und schlanke Leib, das nur wenig größer als ein Eselchen ist, eine Art von Affe heran mit heimtückischem Gesicht. Auf dem Kopf trägt er einen selbgrauen Turban und in der Faust eine kleine Lanze mit sehr langem Eisen. An der Seite hängt ihm ein breiter zurückgebogener Säbel, der mehr zum Kehle- oder Bauchauschlitzen geeignet scheint als mit Spitze und Schneide zu fechten. Der bengalische Lanzenträger hält sein Gesicht mit wildem Ausdruck ganz geradeaus gerichtet auf den Horizont, wo die Straße endet, ohne nach rechts oder links zu blicken. Eine merkwürdig fremde Erscheinung in dieser vämischen Landschaft. Diese Krieger farbiger Rasse, die unterschiedslos unter die Soldaten Frankreichs und Englands gemischt sind, machen den Eindruck von Piraten, die sich zu einer Besatzung ordentlicher Seelen gefellen. Seien es nun „gomlers“ oder Schützen aus Algier, schwere Gurtha-Infanteristen oder leichte affenartige Reiter aus Bengalen, das Zeichen des Krieges, des Lötens steht immer unverkennbar und wild auf ihrem Antlit; dafür sprechen entweder ihre hundesharfen Zähne oder ihre Jüge, die mehr Beuteitern ähneln, oder ihre schnellen, bestialischen Bewegungen. Es ist eben eine andere Menschheit. Ob wohl unsere Menschheit jener ähnelte, als uns die Kriege Bedürfnis und Gewohnheit waren? Wahrscheinlich. Inmitten dieses Heeres von Familienvätern, die trotz ihrer vorstigen Härte nicht den wohlmeinenden Gesichtsausdruck abzulegen imstande sind, bildet die Erscheinung dieser Rassenarten menschlicher Rasse einen einzigartigen Kontrast. . . . Es ist schwer auszudenken, welche Verwendung man diesen seltsamen Kriegern geben wird. Sicher können die bengalischen Reiter, so leicht wie sie sind, nicht im offenen Felde verwandt werden. Ihre kleinen „Ponngs“ dürften kaum mehr wiegen als ein Zweirad. Sie werden in Patrouillen vordringen, um die feindliche Stellung zu erkunden. Des Nachts werden sie sich mit ihren leisen Schritten den feindlichen Posten nähern oder auch in manches Bivak des Gegners einbrechen, um die Ueberraschten mit ihren Lanzen zu bedrängen. Abdann möchte ich kein solcher Posten sein wollen! Eine ganze Schwadron dieser kleinen Krieger holt uns jetzt zu unserer Ueberraschung ein. Es ist ein Regiment aus Lahore, das die Polizei der gegen Vailleul führenden Straße bildet.“

\* Amerikanische Kriegsapothemen. In den Verlustlisten dieses Krieges nimmt die Wahrheit einen sehr großen Platz ein. (Albany Journal.) Je größer der Dreadnought ist, desto größer ist das Ziel für das Unterseeboot. (Chicago News.) General Frenchs Schwester gehört zu den englischen Suffragetten, die vor keiner Gewalttat zurückzusehen. Die Vorliebe fürs Kriegerische scheint also in der Familie zu liegen. (Memphis Commercial Appeal.) Carnegie wird noch arm sterben, wenn es wahr ist, daß er eine Zeitschrift der Friedensbewegung finanziert. (Washington Herald.) Prinz Wilhelm von Wied hat dem albanischen Thron entsagt, um für Deutschland zu kämpfen. Er will auch wieder einmal etwas Ruhe haben. (Wall Street Journal.)

### Magisches Quadrat.


In die Felder nebenstehenden Quadrats sind die Buchstaben A A A B B E E L L L R U U U derart einzutragen, daß die wagerechten u. senkrechten Reihen gleichlautend folgendes bedeuten:

1. Einen Raubvogel.
2. Fluß in Rußland.
3. Bietet Schutz vor Regen und Sonnenglut.
4. Insel im Mittelmeer.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Geographischen Verschiebels in voriger Nr.:

- Hamburg
- Leipzig
- Berlin
- Budapest
- Wien
- Detmold
- Essen
- Breslau
- Wresburg
- Nisa;
- Heidelberg.